

# Die Heimath



Beilage zum Verdener Anzeigenblatt

Nr. 33

Dezember

1929

## Ueber das Gerichtswesen in Verden

Von Tina Swart.

(Nachdruck verboten.)

Es dürfte anzunehmen sein, daß sich in Verden als dem Hauptort des Gaues Sturmri auch die Haupt-Markstätte des Gaues befand, daß das Gohgericht in unmittelbarer Nähe des Doms abgehalten wurde, obgleich mit der Errichtung des Bistums der Bischof noch keinen Einfluß auf die weltliche Gerichtsbarkeit ausübte. Die erste urkundliche Nachricht über eine verliehene Gerichtsbarkeit stammt aus dem Jahre 985, als nämlich Kaiser Otto III. dem Bischof Erpf u. a. das Markt- und Münzrecht verlieh. Der Bischof erhielt damit einen Teil der Grafenrechte, nicht die volle Grafengewalt. Die potestas, die der Kaiser dem Bischof verliehen hatte, war der Kirche nicht von besonderem Nutzen. Dem Brauch der damaligen Zeit entsprechend ließ man sie durch Wögte verwalten, die jedoch die ihnen verliehene Gewalt gehörig ausnutzten, sodaß ein langjähriger Streit entstand, aus der zuletzt die Kirche als Sieger hervorging und die s. g. Advocatien einzog.

In einer Ansprache des Papstes Honorius erklärte dieser dem Bischof Iso von Wölpe: „nachdem Konrad, der advocatus der Verdener Kirche für einige Besitzungen derselben und für die Stadt Verden gestorben, solle, da die advocati die Kirchen nicht schützen, sondern sie deprimiren und belasten, das Statut des Bischofs, wonach jene Advocatie ad manus des Bischofs reserviert und nie veräußert oder verlehnt werden soll, confirmirt und jedes Zuwiderhandeln mit der indignatio Dei et apostolorum Petri et Pauli bedroht werden.“

Aus einer Urkunde des Jahres 1230 geht hervor, daß Bischof Iso derzeit schon Schritte tat, um den wichtigsten Teil der Gerichtsbarkeit, die auf der Markstätte Verden für die Stadt Verden und deren Umgegend geübt wurde, in seine Hände zu bekommen.

Hatte Iso — nach der Abfindung derer von Manebergen — die Gerichtsbarkeit über die Stadt und den Kreis, welcher der Vogtei Verden angehörte, für sich gewonnen, so trachtete er noch danach, diese auch über die Gewaltkreise der sonstigen im Gau Sturmri vorhandenen Advocatien auszuüben. Neben den Gohgerichten zu Verden und Schneverdingen werden sich damals bereits Advocatien zu Scheesfel, Wissehövede, Nienkerken und Sottrum befunden haben, wenngleich es nicht urkundlich bestätigt wird. Es kommen zu der Zeit Andeutungen vor, aus denen zu schließen ist, daß in einem Teil des Gaues Sturmri neben diesen Gerichten noch ein Grafengericht — vielleicht ein sog. Freigericht, wie es in Westfalen üblich war — bestand. Neben dem Grafengericht, wie es beispielsweise der Graf von Brochusen ausübte, wird unabhängig von Bischof Iso das Gericht zu Wittloh bestanden haben. Hier bestand nämlich eine kleine Herrschaft eines Nobilis von Hilligsfeld. Es heißt darüber „up dem kerthove by der linden“, erstreckte sich auf die Ortschaften Wittelo und Stemmen — einschließlich Stemmer Mühle — und den Hof Grafel, hielt sich in dieser Ausdehnung — später als sog. Strukturgericht — bis ins Jahr 1849.

Hatte Iso damit begonnen, Ordnung in die Rechtsverhältnisse des Stiftes zu bringen, so setzte Bischof Gerhard diese Bemühungen eifrig fort. Den mit den Dienstmannen von seinen Vorgängern und ihm selbst geführten Streit beendete er und legte den Schatzungen der Verdener Wögte Grenzen.

Im Jahre 1259 ordnete er mit Zustimmung des Domkapitels und der Dienstmannen — auch des Grafen v. Brochusen — für die Stadt Verden das folgende an:

Falsches Maß und Gewicht soll der Rat mit Geld strafen; der dritte Teil der Strafe fällt an den Bischof.

Alle ihre Schuldner sollen die Stadteinwohner zur Erfüllung ihrer Pflichten zwingen und durch einen Frohn anhalten lassen, mit Ausnahme aller Geistlichen, Litonen und Dienstmannen des Bischofs und der Ministerialen, jedoch auch diese, wenn sie vierzehn Tage vorher vergeblich bei ihrem Herrn oder Richter in Anspruch genommen waren.

Wenn jemand ein gefautes Haus Jahr und Tag ruhig besitzt und ein Dritter dasselbe in Anspruch nimmt, so soll dieser den Wert des Hauses verbürgen, der dem Beklagten zufällt, wenn die Klage unbegründet ist.

Jede Klage wegen einer unbegründeten Forderung wird mit vier Schillingen — die vorher zu verbürgen — geahndet.

Wer dem Vogt auf dessen Frage erklärt, daß er nicht glaube, von seinen Mitbürgern in einem Urteil richtig gerichtet zu sein und es mit einem Eid bekräftigt, „debet habere recursum ad Bremensem civitatem et intra XIII dies eandem sententiam invenire“.

Nur dreimal im Jahr sollen die Bürger gehalten sein, dem iudicio beizuwohnen. —

Wenn durch dieses Privileg auch keineswegs eine völlige Unabhängigkeit der Stadt begründet wurde, so sind in ihm doch die Grundlagen für die Gerichtsbarkeit der Stadt zu suchen. Diese wurde derzeit von den Konsuln und dem Vogt in der Norderstadt vor dem Rathaus, auf einem erhöhten Platz, welcher der Raten hieß, ausgeübt. Raten war übrigens in der Volkssprache gleichbedeutend mit Pranger. —

Da der Nachfolger von Bischof Gerhard der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Bischof Konrad I. war, wurde durch dessen nahe Beziehungen zum sächsischen wie auch zum lüneburgischen Herzogshause die Gerichtsbarkeit des Bischofs noch mehr gesichert. Das Wichtigste, was er in dieser Beziehung tat, war die vollständige Erwerbung der Gohgrafschaften in den bereits erwähnten Orten, wie Schneverdingen, Wissehövede usw. Ueber diese Gerichte mochte der Bischof dadurch, daß er die Advocatien unterdrückte und die Güter in eigene Verwaltung genommen hatte, einen wesentlichen Einfluß bereits erlangt haben. Da die eigentlichen Grafschaftsrechte dem Bischof jedoch niemals verliehen worden waren, blieben die rechtlichen Verhältnisse nicht unbesetzt. Es war immer noch so, daß der Herzog, also das Welfenhaus (bis zum Sturz Heinrich des Löwen), danach das ascanische Haus Inhaber der Gerichtsgewalt und somit auch der Gohgrafschaften blieb. Bischof Konrad benutzte das schon genannte verwandtschaftliche Verhältnis zum herzoglichen Hause dazu, sich von Albert von Sachsen durch Urkunde aus dem Jahre 1288 die Uebertragung des Eigentums der „comitiarum que gografschap vulgariter nuncupantur in Verda videlicet et Dorverden, Snewerdinge, Wissehövede et Sceste cum omni iure“ bestätigen zu lassen.

Nicht unwahrscheinlich mag es sein, daß sich im Stift Verden noch ein Distrikt befunden hat, der weder dem gewöhnlichen Gericht noch den Gohgrafschaften unterstand, sondern dem Königsbann unterworfen war, vielleicht unter der Form eines Freistuhls verlehnt gewesen ist.

Die Wirksamkeit eines solchen Freigerichts kann nicht allzu stark gewesen sein, was unter den Verhältnissen nach dem Sturz Heinrichs des Löwen erklärlich wird. Die Anscaner waren weit. Die eigentlichen Befugnisse des Gerichts bleiben in Dunkel gehüllt. Nach der einzigen Urkunde, die sich aus der Zeit — 1283 — erhalten hat, ist gefolgert worden: „daß einst ein Freibann von Neuenkirchen bis Helwege quer durch die Gohgraffschaften sich zog, dessen letzte Spuren Konrad I. durch Ankauf verwischte.“

Verschiedene Benennungen innerhalb dieses Landstrichs dürften noch auf den Königsbann hindeuten. Ein Moor, das die Grenze zwischen Kirchwalde und Gr. Schlingen bildete, wurde bereits im Mittelalter das Königreich genannt. Ein Hof in der Nähe von Bleckwedel hat abwechselnd die Bezeichnung Panningshof und Königshof getragen, wie denn auch das dazugehörige Holz Pannings-Sunder und König-Sunder genannt worden ist.

Eine Bestätigung darüber, daß sich ein Freibannsbezirk von Helwege bis Neuenkirchen zog, mag man in dem Anlaß sehen, daß es später zu Streitigkeiten zwischen den Grafen von Hoya und dem Stifte Verden kam. Es heißt: um die sog. Krumme Grafschaft.

Was nun diese „Krumme Grafschaft“ anbetrifft, so schreibt darüber ein Mönch zu Bücken in einer Chronik (etwa um 1340):

„Will gy nu horen (seggen Se) van den Edlen Luden, de twyßten deme Dungele unde der Warmenowe woneden, de leste van der Hoya heet Herr Gottschalk, de hadde ene borg benedden der Hoya, de ward gemordet uppe der Heide; by der tyd hadde ock gelegen eine Borg by deme Radesbrode in deme Kerspelde to Wisselhowede. De Brese de junte hoben dat god stall, darmede he Stumpenhusen kofte unde de krummen Grafschcopp.“

In einer Chronik Glarids von der Hude heißt es: Hajo, der Friese, habe unfern des Waldes Rodesbrod in agro Verdeni eine Burg gehabt, sei von dort vertrieben und habe alsdann durch Vermählung mit der einzigen Tochter des Grafen von Brochhausen dessen Komitat erlangt, wodurch die Grafschaft Hoya entstanden wäre.

In einer Urkunde von 1396 bescheinigt Bischof Dietrich von Verden, daß er nach Empfang von 150 Lübecker Mark durch den Grafen von Hoya an die „Krumme Grafschaft“, welche für dieses Geld dem verstorbenen Bischof Johann von Verden verpfändet war, keine Ansprüche mehr zu machen hat.

Nach einer Beschreibung aus dem 18. Jahrhundert wurde die Grafschaft Ottersberg auch die „Krumme Grafschaft“ genannt. Es ist darin auch von Beziehungen die Rede, die die Grafschaft Ottersberg zur Freigrafschaft hatte.



## Im Quellgebiet der Aller

Von Ernst Edgar Reimer des.

Mit der Quelle der Aller hat es eine ganz besondere Bewandnis. Wie sich im alten Griechenland nicht weniger als sieben Städte um die Ehre stritten, Geburtsstätte Homers zu sein, so erheben mehrere Orte innerhalb des Kreises Wanzleben (westlich von Magdeburg) Anspruch darauf, in ihrem Gebiet die Allerquelle zu beherbergen: Gehringisdorf, Eggenstedt, Seehausen, Siegersleben und sogar Alleringersleben, das über 10 Kilometer flußabwärts der Quelle liegt. Und schlägt man in Lehrbüchern der Geographie nach, so wird man selten oder nie die Allerquelle richtig angegeben finden. Der Streit der Dörfer untereinander um den Ruhm, die Quelle der Aller auf ihrem Grund und Boden zu haben, ist uralt und wird wohl kaum jemals geschlichtet werden; unter der Bevölkerung jener Gegend aber gilt die Gehringisdorfer Quelle als die einzig wahre. Veranlassung zu diesem Streit hat die Tatsache gegeben, daß die Aller nicht aus einer einzigen Quelle, sondern aus mehreren Zuflüssen im Allerwald entspringt, einem 30 bis 35 qkm umfassenden, aus der Ebene bis zu einer Höhe von 205 m sanft ansteigenden Hüggelland, dem nördlichsten Ausläufer des Vorharzes. — Es ist ein wunderhübsches Fleckchen Erde, die Geburtsstätte der Aller; prächtige Buchen- und Eichenwälder krönen den Gipfel dieses Höhenzuges, der infolge der Feuchtigkeits- und Kälte des Bodens eine besonders interessante

Flora aufzuweisen hat. Der Wald, Eigentum des preussischen Staates, ist reich an Wild, namentlich trifft man dort starke Rudel von Wildschweinen an. Seitdem inmitten des Allerwaldes ein Erholungsheim („Subertushöhe“) mit einem Aussichtsturm besteht, von dessen Plattform aus man eine wundervolle Fernsicht nach der Magdeburger Börde, den bläulichen Harzbergen und auf den Lauf der Aller hat, sind die Waldungen im Quellgebiet dieses Flusses ein beliebtes Ziel für Ausflügler von nah und fern. — Uebrigens hießen die Waldungen in früherer Zeit „Hohes Holz“ und „Sauerer Holz“, der Name Allerwald hat sich erst sehr spät eingebürgert. — Ueber den Allerwald als geographisch merkwürdigen Punkt äußert sich Dr. Kunz (Wanzleben), einer der besten Kenner jener Gegend, folgendermaßen: „Der Allerwald ist gewissermaßen ein hydrographisches Rätsel, zum mindesten eine Kuriosität oder eine Caprice der Natur. Er bildet den äußersten südöstlichen Zipfel des Stromgebiets der Weser, den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Teil der Wasserscheide zwischen Oker und Aller im Norden, Bode im Süden, oder zwischen Weser und Elbe. Die Berührungslinie beider Stromgebiete ist eine lange, sehr unregelmäßige. Hierbei macht es den Eindruck, als sei es der Weser gelungen, vermöge einer List sich mitten im Stromgebiet der Elbe einzunisten; um bei dem Bilde zu bleiben, als sei es ihr gelungen, durch Abdämmung die Wässer für sich zu gewinnen, die von Rechts wegen der Elbe gehörten. Die Weser ist durch die Aller dem Elbstrom so nahe gerückt, daß man vom Magdeburger Dom mit unbewaffnetem Auge die Höhen zu erblicken vermag, von denen die Aller ihre Wasser holt; daß ein Radfahrer bei günstigem Winde in 90 Minuten von Magdeburg nach der Siegerleber Warte eilen kann, von wo aus er das ganze Quellengebiet der Aller überschaut; andererseits aber, da hier die Wasserscheide gewissermaßen von der Landstraße gebildet wird, den interessanten Genuß erlebt, rechts unter sich das Stromgebiet der Elbe, links das der Weser zu schauen.“ In der Tat liegen die Quellen der Aller in einem Kreise (Wanzleben), in welchem man ausschließlich Elbwasser vermuten sollte. Im Allerwald, diesem außerordentlich wasserreichem Gebiet, sprudelt Quelle neben Quelle aus der Tiefe hervor. Alle diese Wasseradern vereinigen sich, nachdem sie nur kurze Zeit selbständig ihren Weg verfolgt haben, zu einem einzigen Flußlauf, der Aller, Landschaftlich am schönsten ist die Gehringisdorfer Quelle, ein von alten Pappeln umgebener sumpfiger Teich, aus dessen Mitte eine der Allerquellen hervorprudelt, die von dort als kleiner Bach dem Allerbruch zufließt. Nach uralter Ueberlieferung soll diese Quelle einst besondere Heilkräfte besessen haben, in ihrem Wasser wurden angeblich die zum Christentum bekehrten Sachsen getauft, weshalb das Volk ihr den Namen Pastorenquelle beilegte. Unweit dieser Quelle, unter Buschwerk versteckt, liegt eine zweite in Stein gefaßte, die sich mit der ersten nach kurzem Lauf vereinigt. Ihr schließt sich eine dritte, ebenfalls auf dem Gebiet des Gutes Gehringisdorf beim „Gasthof zur Allerquelle“ entspringende Wasserader an. In südöstlicher Richtung, etwa 30 Minuten von Gehringisdorf entfernt, inmitten des Kirchdorfes Eggenstedt, entspringt eine weitere Allerquelle. Noch vor ungefähr 20 Jahren sprudelte sie, durch keine Steineinfassung behindert, lustig aus der Erde hervor. Aber da medizinische Sachverständige sie für gesundheitschädlich erklärten, zwängte man sie notgedrungen in ein steinernes Bett ein und stülpte überdies ein hölzernes Dach darauf. Das Wasser dieser Allerquelle vereinigt sich im Eggenstedter Dorfteich mit einer andern, in der Nähe entspringenden, die infolge ihres Wasserreichtums jedenfalls als bedeutendste von sämtlichen Allerquellen anzusprechen ist. Wie Dr. Kunz auf Grund jahrelanger mühevoller Berechnungen und Untersuchungen feststellt hat, müssen die Allerquellen von Eggenstedt zweifellos als die führenden angesehen werden, während die übrigen nur Nebenflüsse sind. — Nach ihrer Vereinigung im Dorfteich fließen die Eggenstedter Quellen den nördlichen Abhang des Allerwaldes hinunter und treffen im Allerbruch, das mit seines hübschen Baumgruppen und dem reichen Buschwerk geradezu an eine englische Parklandschaft erinnert, mit denen von Gehringisdorf zusammen. Am unbedeutendsten sind die Allerquellen von Siegersleben, einem ehemaligen Gut des Cistercienserklösters St. Marienberg bei Helmstedt, und die von Seehausen, einem Städtchen mit 3000 Einwohnern im Kreise Wanzleben (Reg.-Bez. Magdeburg). Obwohl der Seehäuser Zufluß der kleinste unter den Quellbächen der Aller ist, findet man ihn in den meisten Geographiebüchern sowie im Lexikon als Allerquelle angeführt. Vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß Seehausen als größte Niederlassung im Quellgebiet der Aller ein Vorrecht für sich in Anspruch nehmen zu können glaubt. — Ebenso wie die Gehringisdorfer und Eggenstedter Quellenbäche fließen auch die

von Stegersleben und Seehausen in das Allerbruch und vereinigen sich dort mit jenen zu dem vorläufig noch recht bescheidenen und schmalen Flußlauf der Aller, die hier von ihrer späteren Größe noch nichts ahnen läßt. — Nachdem sie das Sumpfsgebiet des Allerbruchs verlassen und die freundlichen Dörfer Eilsleben und Wornsdorf von weitem flüchtig gegrüßt hat, fließt die junge Aller, an Ummerdorf mit seiner hochgelegenen alten Burg vorbei, zunächst im nordnordwestlichen Richtung dahin. Bei Morsleben und Walbeck treten im Osten die Borhöhen des Elm, im Westen die Höhen des Mvenslebener Hügellandes an den Fluß heran, der bis Debisfelde die Grenze gegen Braunschweig bildet. Dann schlägt er eine nordwestliche Richtung ein, durchquert das Braunschweiger Land und betritt schließlich die Provinz Hannover. Immer breiter und tiefer wird sein Bett, sodaß er von der alten Herzogsstadt Celle an Schiffe auf seinem Rücken tragen kann, und nach einem Lauf von 162 Kilometern vereinigt er sich unterhalb Verdens in leuchtenden Wiesengründen mit seiner großen Schwester, der Weser.



## Der Johannistwall in Verden

Von Stadt-Oberinspektor Carl Meyer.

Erst seit einigen Jahren wird der heimatkundliche Unterricht in den Schulen gründlich und nutzbringend erteilt. Bei Gängen durch die Stadt und Wanderungen in die Umgegend fällt den Schülkern manches auf, und ihre Fragen, woher das eine kommt, wozu das andere diente, können nicht immer gleich beantwortet werden. So war es auch, als kürzlich Schulkinder ihren Lehrer fragten, ob die obeliskentartigen Steine am südlichen Ende des Johannistwalls alte Grenzsteine seien?

Wenn ich dazu Auskunft gebe, so muß ich kurz auf die Veränderung des Walls vor ungefähr 100 Jahren eingehen. Damals war der allmähliche Abbruch der alten Stadtmauer noch im Gange. Bedingt durch Mauer, Stadtgraben und Wall war das Terrain alles andere, nur nicht eben. Es gab da Höhen und Tiefen. In den Vertiefungen standen zwei Reihen Buchen. Auch Pappeln standen da. Die Lindenallee war schon vorhanden, doch mußten in ihren Reihen oft abgängige Bäume durch neue ersetzt werden. Vor der gründlichen Planierung, die von 1841 an vorgenommen wurde, entfernte man die Buchen ganz und die Pappeln teilweise. Von diesen stehen noch einige Exemplare, die großen Umfang haben. Für die Planierung lieferte der Planenberg vor Verden den Sand, der dann mit gutem Mutterboden überzogen wurde. Es wurden unentgeltlich Spanndienste geleistet und sonst Tagelöhner beschäftigt. Leider ist eine Quelle im alten Stadtgraben verschüttet worden. Die durchgehende Fahrbahn, die in Krümmung vom Ostertor nach dem Nordertor führte, lag ganz besonders im Argen. Gleich beim Ostertor lag hinderlich das alte (staatliche) Torfschreiberhaus im Wege, so daß die „Straße“ immer nur von einem Wagen befahren werden konnte. Der Wasserabfluß war garnicht geregelt; Pflaster gab es noch nicht. Die Folge war, daß die Straße bei nasser Witterung völlig aufgeweicht war. Man machte dann gründliche Arbeit durch Abbruch des Torfschreiberhauses, das die Stadt vom Fiskus eingetauscht hatte. Auch das alte Scheibhaus auf dem Wall, das zum Bürger- oder Freischießen gedient hatte, verschwand. So wurde der Wall (Johannistwall), früher meistens Jungfernstieg genannt, das, was er jetzt ist. Nur die Bebauung ließ noch auf sich warten. Das kostete alles in allem 494 Taler.

Nach der Ostertorstraße zu war der Wall mit einer eichenen Einfriedigung versehen. Man wollte aber etwas mehr Schmuck und Ansehen und schaffte 14 Pilaren an. Nun sind wir bei der Fragebeantwortung. Die Pilaren, die zum größten Teile da noch stehen, waren da, wo kein Durchgang sein sollte, mit Ketten verbunden.

Noch vor Errichtung der Gasanstalt (1866) wurden zwei der Steine versuchsweise als Hilfsmittel für eine Beleuchtung verwandt, und zwar da, wo nicht auf beiden Seiten Häuser standen. Ähnlich wie oben zwischen gegenüberliegenden Häusern Ketten gezogen wurden, in deren Mitte eine Laterne hing, sollten auch die beiden Pilaren mit Hilfe aufgesteckter Eisenstangen dienen. Zwischen den Stangen in gehöriger Höhe sollte an einer Kette eine Laterne hängen. Mit Vornahme dieser

Arbeiten war der Schlossermeister Wilhelms Ahrens verrückt der Großvater unseres jetzigen gleichnamigen Mitbürgers. Der zuschauende Buchbindermeister Häse, Vater unseres Feuerwehrpatriarchen, meinte, Ahrens müsse die Laterne höher hängen. Der aber fauchte: „Blieb Du bi din Fiselbaden!“ Häse hatte jedoch richtig kalkuliert, denn das nächste Fuder Heu, das darunter durchfahren mußte, riß die Laterne herab.

Die Steine sind also noch gar nicht so alt, wie man manchmal vermutet. Bedeutend älter ist natürlich der Grenzstein an der Bremer Straße vor dem Mahler'schen Hause. Wo er steht, da endete früher die Gerichtsbarkeit der alten Stadt. Erst später kamen Geestfeldmark und Borwerden zum Stadtgebiet. Von diesem alten Grenzstein wird behauptet, daß er früher von einer Kugel bekrönt war, die jetzt am Halsmühlener Kriegerdenkmal angebracht ist. Auf der Kugel war das Verdener Nagelkreuz herausgearbeitet und tatsächlich sieht man in Halsmühlen noch, daß am Kreuz unten der „Nagel“ entfernt ist.

Unsere ältesten Mitbürger werden wohl über die Belegenheit des alten Torfschreiberhauses Zweifel äußern und behaupten, es habe da gelegen, wo jetzt das Häse'sche Haus steht. Da ihre persönliche Erinnerung nicht so weit zurückreicht, soll eine Erläuterung gegeben werden: Das alte Torfschreiberhaus lag da, wo die durchgehende Fahrbahn des Johannistwalls die Ostertorstraße schneidet bis zur halben Breite der Mittelstraße des Wallles. Dies Haus wurde als Stehwege um 1840 abgebrochen. Es war eingetauscht gegen ein Stadtdienerhaus, das an der Häse'schen Ecke stand. Das Stadtdienerhaus wurde Torfschreiberhaus.



## Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens im Hannoverlande

Das stark flutende gesellschaftliche Leben unserer Tage läßt kaum noch ahnen, daß es eine Zeit gab, in der hohe Schranken die einzelnen Stände des Volkes scharf von einander trennten. Vergeblich hatten die geistigen Führer der Nation an der Niederreißung dieser Schranken gearbeitet. Erst die große französische Revolution übte auch auf diesem Gebiete in Deutschland die einschneidendsten Wirkungen. Ein freierer gesellschaftlicher Verkehr begann, und es trat bis zu einem gewissen Grade sogar eine Vermischung ein, die für die geistige Fortentwicklung des Volkes in seiner Gesamtheit von segensvollstem Einfluß wurde.

Auch im gesellschaftlichen Leben des Hannoverlandes gingen damals bedeutsame Umwälzungen vor sich. Wenn sie sich jedoch hier langsamer vollzogen als in anderen Ländern, besonders in Süddeutschland, so trägt der Nationalcharakter des sich schwer an Veränderungen und Neuerungen gewöhnenden Niedersachsens die Schuld daran. Das Blut fließt ihm langsamer durch die Adern als z. B. dem Rheinländer, dessen leichtfließende Konversation ihm fremd ist. Das zeitig sicherlich manche Vorteile, wie daß man z. B. in Niedersachsen selten fade Schwächer findet und nichts auf die leichte Achsel nimmt. Aber es hat auch manche Nachteile, wie z. B. daß es dem Fremden den Anschluß wesentlich erschwert. Das kam natürlich in Zeiten, in denen Dampf, Elektrizität und alle sonstigen Erfindungen der modernen Technik noch nicht im Dienste des Verkehrs standen, weit stärker zum Ausdruck als heutzutage. So kam es, daß in jenen Zeiten Niedersachsens von Fremden geradezu gemieden wurde, zumal da der Harz noch wenig erschlossen war, Vergnügungsreisende daher verhältnismäßig wenig dorthin kamen und eine Brockenbesteigung ein geradezu Aufsehen erregendes Unternehmen war. Von den Reizen der Heide hatte damals vollends niemand eine Ahnung. Aber auch in die Städte kamen zumeist nur Geschäftsreisende, die nach Erledigung ihrer Geschäfte weiterreisten. Eine Ausnahme machte nur Göttingen, dessen damals im Zenith ihres Ruhmes stehende Universität als eine Musteranstalt berühmt war, die kennen zu lernen auch aus dem Auslande viele Fremde dorthin kamen.

In der Landeshauptstadt Hannover war es damals sehr öde. Das Fehlen des Hofes, dessen Glanz sich auch in der Stadt wiederspiegelt hatte, machte sich äußerst bemerkbar. Der ganze Fremdenverkehr spielte sich in den wenigen Gasthöfen der Stadt ab. Auch übte natürlich hier wie in den anderen Städten das

frühe abendliche Schließen der Tore einen lähmenden Einfluß auf den Fremdenverkehr aus. Freilich war es damals wie es heute noch besonders in kleinen Städten zu sein pflegt. Wer das Glück hatte, in die Familien eingeführt zu werden, wurde mit Staunen die intimen Reize des geselligen Lebens gewahrt. Im Kestnerschen Hause in Hannover z. B. scharte sich eine geistig so angeregte und anregende Gesellschaft um Frau Charlotte, das Urbild der Werther-Lotte, daß man sich wundern mußte, so viel geistige Elite in einer so kleinen Stadt vereinigt zu finden. Wer aber mehr leibliche als geistige Nahrung suchte, tat gut, sich zur Aufnahme in den in der Wirtschaft des Bauhallgartens tagenden Braunkohlklub zu melden. In diesem anscheinend so anspruchslosen Klub bargen sich die raffiniertesten Schlemmer der Stadt. Brauner Kohl dürfte nur verhältnismäßig selten auf die Tafel gekommen sein, um so häufiger wurden die erlesensten Delikatessen der Saison serviert. Doch bildeten solche gesellschaftlichen Erscheinungen, denen ähnliche wir auch in einigen Städten z. B. in Celle, Lüneburg, Stade antreffen, nur Ausnahmen. Im allgemeinen spielte sich das gesellschaftliche Leben, da die Zeitungen keine interessanten telegraphischen Meldungen brachten und kein Rundfunk Unterhaltung spendete, auch Gäste selten anwesend waren, in ziemlich langweiligen Formen ab. Um die Langeweile zu bannen, suchte man nach Zeitvertreib und fand ihn im Kartenspiel. Diesem wurde in allen Gesellschaftskreisen ausgiebig gehuldigt. Das beliebteste Spiel war in Hannover das Taroc-Ombre, während das früher allgemein beliebte Whist in das Hintergrundgeraten war, l'Hombre nur wenig gespielt wurde und der doch schon im Jahre 1740 vom Advokaten Hempel in Altenburg erfundene Skat so gut wie völlig unbekannt war. Dagegen waren Whist und l'Hombre in den Provinzstädten sehr beliebt. Das Billard hatte besonders in Hannover und Göttingen viele Verehrer, während Schach und Dame sich nirgends im Lande besonderer Beliebtheit erfreut zu haben scheinen.

In den kleinen und kleinsten Städten ließ sich natürlich eine gesellschaftliche Scheidung nach Ständen nicht durchführen. Aber in Hannover, Celle und Stade wurde sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch peinlich beobachtet, während Lüneburg schon eine vermittelnde Stellung einnahm. Zur ersten Gesellschaft gehörte alles, was an Galatagen bei Hofe speiste. Vor allem der alte Adel und die Offiziere, die letzteren ohne Unterschied der Geburt. Die Frauen altadeliger Offiziere, die wegen ihrer Geburt eigentlich nicht hoffähig waren, wurden doch in den Gesellschaften zugelassen. In Celle gehörten auch die Räte und Auditoren der daselbst befindlichen höheren Gerichte zum ersten Stande. In Stade rechnete man auch die Justizräte dazu. In den übrigen Städten fand eine Scheidung der Gesellschaft nicht statt. Verden galt für den gesellschaftlichsten Ort im Lande. Die Harburger standen in dem Rufe, vieles von der Lebensart der benachbarten Großstadt Hamburg angenommen zu haben. Auch von den gesellschaftlichen Vorzügen Nienburgs wußte man manches zu rühmen.

Ein Hauptwert bei den Gesellschaften wurde auf das gute Essen gelegt. Hannover erfreute sich in diesem Punkte des besten Rufes. Doch rühmte man auch von Stade, daß es sich nach Hamburg gebildet habe. Ein Diner galt für vornehmer als ein Souper. Daher ergingen die Einladungen der ersten Klassen meist zum Diner, an das sich dann nachmittags ein Spiel anschloß. In der zweiten Klasse fanden dann auch lediglich zum Spiel gebetene Gesellschaften statt, die anfangs „große Kaffeess“, dann, als die Geladenen sich erst zwischen 5 und 6 Uhr zu versammeln pflegten, „große Tees“ genannt wurden. In Hannover trennte man sich erst um 9 Uhr, während man in den andern Städten nach alter Sitte schon um 8 Uhr auseinander ging.

Die schroffe Trennung der Gesellschaftsklassen wurde übrigens nur in den offiziellen aroken Gesellschaften beiderlei Ge-

schlechts aufrecht erhalten. Sonst kam es häufig vor, daß in kleineren Zirkeln Damen und Herren beider Klassen miteinander verkehrten, ein Modus, der für beide Teile nur von Vorteil sein konnte. Dieser wechselseitige Verkehr wurde dann wesentlich durch die Klubs gefördert. Mit deren Bildung ging Celle voran, dann folgte 1752 Hannover. In Nienburg entstand der Klub erst kurz nach dem siebenjährigen Kriege. Buxtehude, Einbeck, Verden, Hameln, Lüneburg, Northeim und Stade schlossen sich an. Nahmen im allgemeinen nur Herren an den Klubs teil, so kamen in Harburg u. Verden auch die Damen mit dorthin, an letzterem Orte deshalb, weil der Klub wegen der vielen Gesellschaften nicht würde haben bestehen können, „wenn man nicht das Frauenzimmer zu denselben zugezogen hätte“. In den größeren Städten traf man an jedem Tage der Woche Gesellschaft, in den kleineren nur an bestimmten Tagen. Während im allgemeinen die Klubs den wechselseitigen Umgang und damit die wechselseitige Schätzung der Stände förderten, verdient hervorgehoben zu werden, daß sich in Münden ein Klub gebildet hatte, zu dem nur Adel und Militär Zutritt hatte. In Hameln endlich hatte sich ein Damenklub gebildet. Es ist nicht zu verkennen, daß die Klubs in mehreren Beziehungen den größten kulturellen Einfluß übten. Denn neben der Vermischung der Stände fand durch sie — und dies ist ein Moment, das gerade für jene Zeiten nicht übersehen werden darf — auch eine Vermischung des Alters statt. Die angehende Generation konnte sich die Erfahrungen der älteren zu Nutzen machen und diese lernte die Denkungsart eines jeden Dezenniums kennen und konnte mit den Veränderungen fortschreiten. Endlich wurden in den Klubs von den Männern unter sich mancherlei Geschäfte geschlossen. Sie waren besonders da von Wert, wo wenig Umgang außerhalb derselben bestand, „da in Gesellschaften, wo Damen zugezogen sind, die Männer nicht lange allein mit den Personen ihres Geschlechts reden können, ohne das Frauenzimmer zu beleidigen“.

Besonderer Beliebtheit erfreute sich in der Stadt Hannover von je das Theater. Die besten Schauspielgesellschaften kehrten dort alljährlich auf längere oder kürzere Zeit ein, und kein Geringerer als Schröder erklärte die Hannoveraner für das beste Theaterpublikum der Welt. Sonst erwiesen sich nur Celle, Lüneburg und Göttingen als Theaterstädte. Doch durfte in letztgenannter Stadt ebenso wie in der braunschweigischen Universitätsstadt Helmstedt lange Zeit kein Theaterdirektor einkehren, weil die akademischen Senate aus dem Umange der Studenten mit den Theaterdamen Gefahren für den Geldbeutel und die Moral der Musensöhne fürchteten. Auch die reisenden Virtuosen und berühmten Sänger und Sängerinnen kehrten gern in Hannover, Celle und Göttingen ein und konnten darauf rechnen, ein volles Haus zu finden. Nach Hannover folgten sie besonders oft der Einladung des Herzogs Adolph Friedrich von Cambridge, der bei seinen musikalischen Veranstaltungen in Schloß Monbrillant nie versäumte, auch an zahlreiche bürgerliche Musikfreunde Einladungen ergehen zu lassen, auch dadurch viel zur Ueberbrückung der Standesunterschiede beitragend. Uebrigens besaß Hannover ein besonders wertvolles musikalisches Instrument in dem königlichen Orchester, das Kurfürst Georg Ludwig hatte bestehen lassen, als er aus Sparsamkeitsgründen die von seinem Vater Ernst August begründete glänzende Oper aufhob. Im allgemeinen scheint man damals viel Geld für Kunstgenüsse ausgegeben zu haben. Wenigstens erhoben sich gewichtige Stimmen, die das Theater nicht über einige Wochen im Jahre ausgedehnt wissen wollten. „Denn die Administratoren der öffentlichen Leihhäuser wissen am besten, was für Folgen daraus entstehen, und wie die Arbeit auf dem Leihhause sich je länger ein Theater in der Stadt existiert je mehr vergrößert“. Und heute? — Fürwahr, der alte Dwid hat Recht: die Zeiten ändern sich, und die Menschen ändern sich in ihnen.

E. R.

